Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 33 (1946)
Heft: 7

Nachruf: Hodler, Ferdinand
Autor: Müller, Josef

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an Ferdinand Hodler

Von Josef Müller

Radiovortrag im Studio Basel am 17. Juni 1945

Ferdinand Hodler! Eine verklärte, glückliche Zeit steigt bei diesem Namen in meiner Erinnerung auf. Es war die Zeit des unbeschwerten Lebens vor dem ersten Weltkriege, und dazu kam noch, daß es damals rings um uns sproß und blühte im üppigen Frühling der jungen Schweizerkunst, die da vor unser aller Augen eine wahre Wiedergeburt feierte. Inmitten der vorwärtsdrängenden, lebensfrohen Welt der Maler und der Bildhauer stand Ferdinand Hodler. So sehr er in der Öffentlichkeit noch abgelehnt, ja angefeindet wurde, so selbstverständlich galt er den Künstlern als der große Meister, die überragende Gestalt in der Schweizerkunst.

Seit früher Jugend schon hatten mich seine Werke ergriffen. So war es denn ein großes Erlebnis, ihm zum ersten Male gegenüberzustehen. Es war in der denkwürdigen Ausstellung im alten Zürcher Künstlerhaus an der Börsenstraße, wo im März 1909 sein «Aufbruch der Jenenser Studenten in den Freiheitskampf, 1813» und ein anderes Hauptwerk, «Die Liebe», zum ersten Male gezeigt wurden. Als er in den Saal eintrat, erkannte ich ihn sofort nach Photographien. Er bot ein echtes Bild der Gesundheit und der Kraft dar, nur hatte ich ihn mir größer vorgestellt.

Mit ihm bekannt gemacht, schwand meine Scheu bald dahin vor der heiteren Natürlichkeit und Schlichtheit des Malers. Ist wahre Größe denn denkbar ohne wahre Einfachheit? Ich glaube es nicht.

Wir wurden bald gute Freunde, und es bildete sich zwischen uns jenes schöne Verhältnis von Kunstfreund zu Künstler, das einen empfänglichen Menschen zeit seines Lebens so sehr beglücken und bereichern kann. Es sollte ungetrübt bis zu Hodlers Ende, also während neun Jahren, andauern.

Kurze Zeit darauf kam er mich besuchen. In meiner Zürcher Studentenbude hingen ein paar Bilder, die er gerne gesehen hätte. Als er mich unter meinen Büchern und Kollegienheften sah, fragte er: «Warum werden Sie nicht Maler? Das ist ein gesunder Beruf. Man ist viel an der frischen Luft!» So selbstverständlich erschien ihm seine Kunst! Ein paar Jahre später sollte ich es dann ja erleben, daß er seinem Sohne Hektor, der sich keineswegs zum Maler berufen fühlte, ein Taschengeld auszahlte, wenn er täglich ein paar Stunden in seine Werkstatt malen kam.

Wir fuhren noch einmal ins Künstlerhaus hinunter. «Sie haben keine Ahnung, was mir das Jenabild zu schaffen gab», sagte er. «Über ein Jahr habe ich gearbeitet daran. Sehen Sie nur hin: Alles scheint so klar und einfach, und doch ist alles wieder und wieder umgeändert und übermalt worden. Merkwürdig, der Unterschied: die jahrelange Arbeit des Schaffenden und das rasche Genießen des Beschauers! Und doch: je schneller sich ein Bild überblicken läßt, je einfacher es ist, desto besser ist es. Zuerst hatte ich Reiter auf den Rossen. Und dann habe ich es noch vollständig anders gemacht, kein Fleck blieb gleich! – Noch weit mehr als das Jenabild hat mir «Die Liebe» zu tun gegeben. Aber sehen Sie: das war ein Privatvergnügen für mich. Doch sind es gerade diese Bilder, die ich so neben den bestellten malte, die meinen Ruhm begründeten. Die Liebe ist der Urgrund des Lebens: wir alle verdanken ihr ja unser Dasein. – Auf meinem Bilde wollte ich zeigen, wie auch noch im Schlafe ein Gefühl bleibt, das die Liebenden miteinander verbindet, zueinander hinzieht. Zuerst lagen alle drei Paare nebeneinander ausgebreitet. Aber das Bild war so furchtbar lang und schwierig zum Verschicken. Auch bewirkten die drei Leibermassen ein zu starkes Vorherrschen der Orangefarbe. Ich hätte die Körper bedecken müssen, etwa mit blauen Tüchern, und das wollte ich nicht. Lange habe ich hin und her geschwankt, bis ich das Bild entzweigeschnitten habe, aber nun ist es gut so! – Die da links auf dem Doppelbilde, das war eine schöne Savoyerin!» Und nun erklärte er mir, wer sie alle gewesen seien, und daß der Bursche auf dem Einzelbild sein Sohn sei, sein «Büebel», wie er sagte.

Von da an sahen wir uns alle Jahre, sei es an Ausstellungen, sei es, daß meine Schwester und ich ihn in Genf aufsuchten oder daß wir ihn im Winter in Grindelwald trafen, wo er gerne schlittelte. Auch kam er oft zu uns nach Solothurn und hatte jedesmal seine helle Freude daran, wie vorzüglich auch ein großes Bild in einem einfachen Zimmer wirkte. Hätte er sie erlebt, er wäre sicherlich kein Anhänger der allzugroßen, grellen Museumssäle gewesen. Wir dürfen nie vergessen, daß die meisten Hauptwerke seiner mittleren Jahre in gewöhnlichen Malerateliers entstanden sind, die nicht weiträumiger waren als ein größeres Zimmer.

Vor seinem Bilde «Die Empfindung» sagte er mir einmal: «Sehen Sie, wenn es ein Gobelin wäre, würden die Leute es ohne weiteres hinnehmen und sich daran

freuen. Aber daß auch Malerei dasselbe bezwecken und einfach als Wandschmuck gedacht werden kann, das will ihnen nicht eingehen!» Man war eben nur noch an das Tafelbild gewöhnt, während Hodlers Hauptwerke an die tausendjährige Überlieferung der Wandmalerei und der byzantinischen Mosaiken wieder anknüpften, für die andere Gesetze gelten als für das bürgerliche Staffeleibild. Nur weil leider zu jener Zeit jeglicher Auftrag fehlte, führte er sie für sich auf Leinwand aus.

Bei Anlaß seiner großen Gesamtausstellung im Zürcher Kunsthaus, zwei Jahre vor seinem Tode, fand ein Bankett zu Hodlers Ehren statt. Da erhob er sich zu einem Trinkspruch und erklärte, er sei überzeugt, den richtigen Weg gegangen zu sein, und wenn er heute wieder anzufangen hätte, würde er denselben noch einmal beschreiten.

Hodler war ein unermüdlicher Schaffer und Beobachter. Nichts entging seinen kleinen, blauen, scharfen Augen, aus denen es von Leben und Witz sprühte. Ein Blick auf die Schrift eines ihm Unbekannten genügte ihm, um zu wissen, mit wem er es da zu tun habe. Er selbst hatte eine wunderbar klare Handschrift.

Als ich wieder einmal in Genf war, sagte er: «Bevor Sie abreisen, gehen Sie ins Musée Rath. Es stellt dort ein junger Maler aus, der Sie sicher interessieren wird.» Ich befolgte seinen Rat und habe es also Hodler zu verdanken, daß ich damals schon mit dem Jugendwerke Hans Bergers bekannt wurde. Später einmal durfte ich ihn zu Hodler mitnehmen. Vor einer Zeichnung fragte ihn dieser, was er davon halte. Da kam nichts als die trokkene Antwort Bergers: «Je n'aime pas la division!», weil ihn da gerade eine starke Unterteilung störte. Hodler sagte nichts darauf. Als wir wieder gehen wollten, lud er uns zu einem Kaffee ins «Du Nord» ein. Er bezahlte mit einer Hunderternote, und als ihm dann der Kellner die goldenen Napoléons und die klingenden Silbermünzen auf den Tisch zurück auszählte, sah er Berger neckisch an und fragte: «Et là, aimez-vous la division?»

Wie gütig bei allem Witz er war, mag folgendes dartun: Auf einer Ausstellung in Darmstadt hatte auch ein braver Berner Maler einige Bilder zeigen können. Als nun Hodler von der Eröffnungsfeier, wo er dem Großherzog von Hessen-Darmstadt vorgestellt worden, zurückgekehrt war und im Kreise seiner Berner Freunde saß, drang jener auf ihn ein: «Jä, und was het er de gseit vo myne Bildere, dr Großherzog?» Überrascht schaute ihn Hodler einen Augenblick mit seinen schelmischen Äuglein an und sagte dann: «Nüt het er gseit! Aber eso het er gmacht», und er nickte zustimmend mit dem Kopfe, «eso het er gmacht, nit eso!», und er schüttelte verneinend das Haupt.

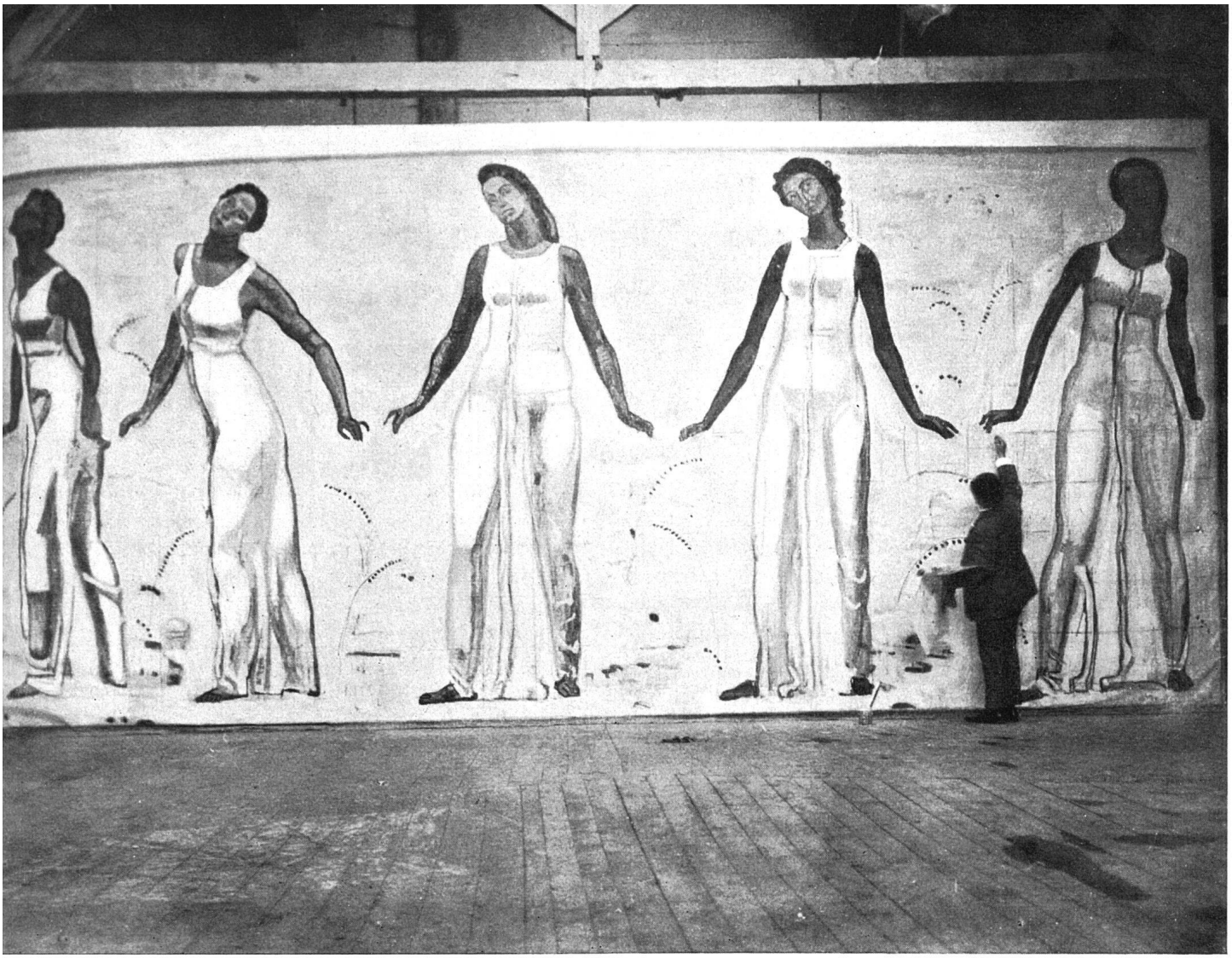
Ein anderes Mal fuhren meine Schwester und ich mit Hodler nach Bern. Da stand am Bahnhof von Biberist unvermutet Herr Oskar Miller, sein alter Freund und fürwahr der erste Sammler seiner Bilder. Hocherfreut streckte ihm Hodler die Hand durchs Fenster entgegen und begrüßte ihn herzlich. Doch kaum, daß der Zug wieder weiter fuhr, blitzte es in ihm auf: «Herrgott, i ha jo ganz vergässe, daß i grad Krach ha mit em! I hätt ne jo nit selle grüeße!»

Es war im Frühling, und im Weiterfahren ergötzte er sich daran, uns kindliche Witze oder lustige Geschichten zu erzählen, wie etwa das wortkarge Gespräch zweier Berner Bauern im Zuge. Der eine sagt: «Jetz sy d'Matte saftig!» Und erst, bevor sie wieder aussteigen, antwortet ihm der andere: «U so schön grüen!» Dann aber bemerkt ein Dritter: «Gottlob sy si usgstige, die beide Laferi!» Und Hodler konnte Tränen lachen. Wie etwa später in Genf auch, wenn er uns beim Mittagessen die gehobene, gespreizte Sprache der Poeten zum besten gab. Dann verschwanden jeweils seine kleinen Augen vollständig unter seinem herzlichen Lachen, und er mußte sich die Tränen abwischen.

So bescheiden und schlicht Hodler war, wenn man ihn gelten ließ, so klar bewußt war ihm doch stets sein eigener Wert. Drollig war es, mit anzuhören, wie er sich mit andern in einen Wettstreit einlassen konnte. So sah er bald nach unserer Bekanntschaft ein Bildnis meiner Schwester, das Cuno Amiet gemalt hatte. als sie einst mit einem knallvioletten Hute neuester Mode aus Paris zurückgekommen war. Es gefiel Hodler so sehr, daß er, angestachelt, sich rühmte, ein noch besseres, noch schöneres zu malen. Er machte sich an die Arbeit, und so gab jenes Bildnis wirklich den Anstoß zu zwei neuen Meisterwerken seiner Hand.

In späteren Jahren hat er dann auch von mir ein Bild gemalt. Das geschah im Freien, vor der Wand jenes letzten Ateliers Hodlers, in dessen Innern man sofort fühlte, daß da der Geist eines Gewaltigen hauste. An den Wänden hingen riesige Studien von Frauengestalten, und am Boden stand seine mächtige Komposition «Blick ins Unendliche», jener heilige Reigen, der gleichsam Hodlers hohes Vermächtnis bleiben sollte. Vor diese Werkstatt nun setzte er mich, in jenes vollständig verwilderte Gärtchen, das er so sehr liebte. Ein einziger Rosenstock stand darin, und der war sein besonderer Stolz. Wenn es etwa läutete an seiner Gartentüre, so ging er zuerst an ein verstecktes Guckloch, und nur, wenn ihm sein Besucher paßte, wurde ihm aufgetan.

In einer Malpause ergriff ich dann etwa die Handharmonika, und Hodler hatte die größte Freude daran, wenn mir die schnellen Läufe unseres Fulenbacher- oder Vorstädtler-Kilbimarsches hie und da glückten. Mir scheint, ich sehe ihn jetzt noch, wie er dann selbst versuchte, den Bernermarsch oder das Sempacherlied mit allen Bässen erschallen zu lassen. Ungeübt, zog er jeweils tief den Atem ein, wenn er den Balg auszog, und stieß ihn wieder aus, wenn er ihn zusammendrückte:



: Frau Dr. Dübi-Müller, Solothurn

Ferdinand Hodler malt am «Blick ins Unendliche» (Basler Fassung)

aber diese beiden Notwendigkeiten wollten eben leider nicht immer zusammenfallen.

Ein Jahr darauf erkrankte Hodler. Er, der zeit seines Lebens mit der Sonne aufgestanden und bis spät abends an der Arbeit gewesen war, wurde nun an seine Wohnung gebunden. Wenn er dann früh morgens nicht mehr schlafen konnte, stellte er sich an sein Fenster und fing an zu malen. So ist jene Reihe herrlicher Bilder entstanden, wo er uns den Genfersee und die Montblanckette vor Sonnenaufgang zeigt. Alles darin ist nur noch Ruhe, Größe, Klarheit und Verklärung. Dieses ergreifende Loblied auf die Schönheit der Erde, auf Himmel, Berge und Wasser war der Abschiedsgesang, in dem Ferdinand Hodler ein letztes Mal seinen Reichtum verschenkte, bevor er am Pfingstsonntag 1918 seine Augen auf immer schloß.

Hodler tot! Mir war, als müßte die Welt stillestehen. Aber alles ging seinen gewohnten Gang weiter.